

Nr. 121. Bromberg, den 31. Juli 1925.

Diethelm von Buchenberg.

Von **Berthold Auerbach.**

(12. Fortsetzung.)

Siebzehntes Kapitel.

Die Sage vom Löwen und der Maus schien sich wieder zu erneuen; das erste fremde Menschenbild, das Diethelm sah, war der Zeugmacher Kübler und jetzt erinnerte er sich, daß dieser ja der Sohn des Amtsdieners sei. Mit welch hochmütiger Gönnerschaft hatte Diethelm immer diesen armen Teufel betrachtet und jetzt überdachte er schnell, daß er ihm alles verdanken könnte und, wenn alle Mittel zu Schanden werden — die Flucht. Daran aber war noch lange nicht zu denken. Diethelm hob den Mantel von den Schultern in die Höhe und wartete ruhig, bis der dienstbeflissene junge Kübler ihm denselben ehrerbietig abnahm; er streckte nun dem Amtsdiener die Hand entgegen und sagte mit heller Stimme in herablassender Höflichkeit:

„Guten Morgen, lieber Amtsdiener. Wollt Ihr einen abgebrannten armen Verwandten nicht ein paar Tage bei Euch wohnen lassen? Habt Ihr kein Zimmer frei? Ich nehme mit einem kleinen vorlieb."

Diethelm glaubte zu bemerken, daß diese Anrede den verkehrten Eindruck machte; alles, was mit dem Kriminalgericht zusammenhängt, schien keinen Spaß zu verstehen.

Wie ein gefangener Ritter empfahl nun Diethelm seine Rosse der sorgsamen Wartung. Waffen hatte er nicht abzuliefern, aber gewiß konnte Diethelm besser schreiben und lesen und war mindestens so verschlagen und ehrgeizig als je ein Mann, der im Harnisch rasselte; daß man aber in anderen Zeiten war, zeigte besonders der Ofen, der war so winzig und windig, und ein Ritter, wenn er von einem Raubzuge in eine Herberge kam, fand einen Baumstamm im breiten Ofen prasseln. Wäre nicht eine abgestumpfte Sandsteinkugel auf dem Ofen gelegen, Diethelm hätte sich nicht einmal die Hände wärmen können, und doch fühlte er von innen heraus eine unbezwingliche Kälte, als ob nicht Blut, sondern Eiswasser ihm durch die Adern rinne. Er bat nun mit einer gewissen Demut, in der Stube bleiben zu dürfen, bis seine Zelle geheizt war. Der alte Gefangenwärter ging weg und ließ Diethelm mit dem Landjäger und seinem Sohn allein. Diesem empfahl nun Diethelm nochmals seine Pferde und trug ihm auf, nach dem Waldhornwirt in Buchenberg zu schicken, damit er Roß und Schlitten abhole und gut im Stand halte.

„Soll ich den Hund hier behalten?" fragte der junge Kübler den abgewendet Sprechenden.

Diethelm schüttelte den Kopf verneinend, dann wendete er sich um und sagte in heiterm Tone:

„Dein' Braut ist vor ein paar Tagen noch bei mir gewesen, ihr könnt euch drauf verlassen, daß ich euch auf den Tag hin, wie's versprochen ist, Hochzeit mache, und Gevatter bin ich auch; dann wollen wir lustig sein, daß die Stern' am Himmel zittern; der Vergeltstag bleibt nicht lang aus."

Der Landjäger verbot eben Diethelm jedes weitere Reden, als der Gefangenwärter eintrat mit der Kunde, daß alles bereit sei. Diethelm erzitterte vor Wut, als man ihm alles aus den Taschen nahm, als man ihm das Halstuch abnahm und sogar die Hosenträger abbestellte; dieses letzte geschah aus dem doppelten Grunde, damit der Gefangene nichts habe, um sich daran zu erhängen, und bei einem etwaigen Fluchtversuch durch die Nötigung, die Hosen in der Hand aufzuhalten, gehindert sei. Eine Minute lächelte Diethelm über diese Vorkehrungen, bald aber ward er des grausamen Ernstes bewußt und mühsam schleppte er sich die Treppe hinan nach seiner Zelle; der junge Kübler trug ihm noch mitleidig seinen Mantel nach. Erst als ihn der Landjäger verließ, sagte er:

„Ihr kennt mich wohl nicht. Ich bin von Grubenau bei Letzweiler gebürtig. Meinen Vater hat man den Schreinerhannesle geheißen, er ist ein guter Freund von Eurem Vater gewesen. Ich hab' viel von Euch und Euren Guttaten gehört, wie ich noch klein gewesen bin. Nun b'hüt Gott. Ich wünsch' alles Gute."

Diese Mitteilung des Landjägers machte einen eigenen Eindruck auf Diethelm; daß der Mensch sich gedrungen fühlte, sich ihm zu erkennen zu geben, und daß er von seinem Ruhme sprach, wie traf das jetzt das Herz des Gefangenen!

Diethelm war nun allein. Er hatte sich vor niemand mehr zu verstellen. Auf dem Stuhl vor dem Ofen saß er und es war ihm, als müßte sein Körper in Stücke fallen. In dem Ofen brummte das Feuer, manchmal knallte ein Fichtenast und zischte langsam ein grünes Scheit. Diethelm fühlte, wie ihm alles Blut im Herzen zusammen gerann, aber Wärme verspürte er nicht, kalt, unendlich kalt war es ihm; er hüllte sich in seinen Mantel und wickelte sich in die wollene Decke, die auf der Pritsche lag, immer war es ihm, als ob er in der so wohlverschlossenen Zelle mitten in einem Luftzuge stehe, und plötzlich fuhr er wie emporgeschnellt auf, die Wände dröhnten und schmetterten, zitternder Drommetenklang umrauschte ihn von allen Seiten. Erst nach geraumer Weile besann er sich, daß die Stadtzinkenisten den Abendchoral bliesen, die Trompeten und Posaunen schienen gerade nach seiner Zelle gerichtet, so unmittelbar, so gradeaus strömten die Töne in dieselbe, und vor allem stand jener Tag wieder vor Diethelm, an dem er sich zum unmäßigen Einkauf verleiten ließ.

Was war seitdem aus ihm geworden! Ein Mordbrenner! Diethelm hielt sich die zitternde Hand vor den schnell atmenden Mund, daß er das Wort nicht laut ausrufe. Er warf sich auf die Knie und ein heftiger Tränenstrom entlud sich aus seinen Augen, er fühlte seine Wangen glühen und plötzlich wurde es ihm warm. Mit dem Antlitz auf dem Boden liegend, sprach es in ihm, daß er alles bekennen müsse, und er streckte sich weit aus, bereit, den Todesstreich zu empfangen . . . Er weinte aufs neue um sein verlorenes Leben; über ihm tönte der wehklagende Grabgesang, ein schriller Drommetenton verwandelte sich in die Klagestimme seiner Martha und ein anderer in die seiner Fränz . . . Und die sind verloren auf ewig und du wirst nicht gleich getötet, du mußt wochen- und monatelang, ja vielleicht deine ganze Lebenszeit auf deinen schandvollen Tod warten. Mußt du das ertragen in Gefangenschaft und Elend, warum kannst du es nicht auch in Freiheit und Ehre? . . . Diethelm richtete sich auf, und als jetzt von einer andern Turmseite der Choral erscholl, sang er die Töne laut mit und seine Stimme tönte so voll, fast wie Posaunenschall. Er sang so laut am Fenster, daß er nicht hörte, wie das Schloß hinter ihm knarrte, die Türe sich öffnete und der Gefangenwärter eintrat, ihn zum Verhör abzuholen.

Um dieselbe Zeit war Martha in der Stadt angekommen; sie ging mit fest zusammengepreßtem Munde und tränenlosem Auge umher, das Schicksal ihres Mannes, der Tod ihrer Tochter, der sie nun nicht einmal eine eisige Scholle auf die Bahre werfen konnte, der gräßliche Tod des treuen Knechtes, das Verbrennen des Hauses, in dem sie so viele Jahre Freud und Leid verlebt, alles das bestürmte ihr Herz und machte sie dumpf und verwirrt. Ihrer Bitte, auch

eingesperrt zu werden, hatte man nicht willfahrt und sie lief wie ein verirrtes, verstoßenes Bettelkind in den Straßen umher, als müßte sie jemand finden, der ihr den Weg aus dem Wirrwarr heimwärts zeigte. Es dämmerte, in den Häusern wurden da und dort Lichter entzündet. Ach! Da wohnen überall Menschen, die daheim sind und wissen, wen sie haben. Martha fuhr vor Schreck zusammen, denn es sprang etwas an ihr herauf, sie erkannte bald den vor Freude bellenden Paßauf.

„Ach, du bist's", sagte sie, den Hund streichelnd, „gelt, armes Tierle, es geht dir auch wie mir, du weißt auch nimmer, wo du hingehörst. Bleib nur bei mir, komm mit, wir gehen zum Meister."

Eben als Martha an der Post vorüberging, kam der Eilwagen unter hellen Posthorntönen angefahren. Was hat nur der Hund, daß er eine aussteigende verhüllte Gestalt anspringt und dann mit Freudenbellen zwischen der Gestalt und Martha hin und wider rennt? Wäre dort vielleicht der totgeglaubte Medard, der von seiner Flucht zurückkehrt? Martha fühlte, wie ihr die Haare sich emporsträubten und wie ihr die Knie fast brechen wollten. Mit wankenden Schritten ging sie auf den Posthof zu, sie hörte den Schaffner sagen: „Ich will Ihnen gleich ein Fuhrwerk nach Buchenberg verschaffen." Sie näherte sich der verhüllten Gestalt.

„Mutter!" rief es ihr entgegen.

„Du bist's, Fränz?"

Und mit wehklagendem und doch freudigem Schmerzensausruf lagen Mutter und Tochter sich in den Armen. Jetzt erst konnte Martha weinen. Fränz erholte sich rasch wieder, und wenn auch schmerzvollen Klanges, sagte sie doch mit fester Stimme:

„Mutter! Gott Lob, Gott Lob und Dank, daß ich Euch hab'. Mutter, ich möcht' Euch Abbitte tun für alles; ich hab' erfahren, was fremde Menschen sind, und da schwör' ich's unter freiem Himmel, nie, nie, so lang Euch ein Aug' offen steht, verlass' ich Euch. Jetzt lasset mich nur Eure Hand küssen. Ich kann alles wieder gut machen an Euch und am Vater. Ach Gott, wie geht's ihm denn?"

Martha schwieg.

„Ist er verbrannt?" schrie Fränz so grell, daß selbst ein losgespanntes Pferd, das an ihr vorbei wollte, rückwärts wich.

Martha schüttelte den Kopf und erst mit schwerem Atem konnte sie die Worte hervorbringen:

„Er sitzt im Kriminal."

Die Postmeisterin, die Fränz noch vom Markte her kannte, zog dieselbe in das Haus und hier erfuhr sie nun alles. Fränz küßte aber- und abermals die Hände der Mutter, dann legte sie ihre heiße Wange an die eingefallene, kalte Wange der Mutter und sagte:

„Ach Gott, wenn ich nur mein warmes, junges Blut da in Euch hinübergießen könnt'. Kommet nur jetzt gleich, wir müssen sehen, daß wir den Vater sprechen können."

Martha erklärte, daß sie nicht mehr gehen könne, ihr seien die Beine wie abgehackt, vom Totenbette des Kindes weg in solch ein Elend hinein, das sei zu viel. Fränz befahl schnell einen warmen Wein für die Mutter, sie lief in raschen Schritten im Zimmer hin und her, das dauerte ihr viel zu lang, bis das Befohlene kam; sie wollte selber hinab und das Angeordnete bereiten, sie verstünden das hier nicht; aber die Mutter bat, sie nicht zu verlassen, sie könne nicht mehr allein sein. Plötzlich kniete Fränz vor der Mutter nieder und sah nach, ob sie warme Füße habe; sie sprang rasch auf, als sie fühlte, wie dieselben eisstarr waren, sie klingelte nach Branntwein, „aber rasch, rasch!" befahl sie und es war ihr eine innige Buße, als sie nun der Mutter die Füße wusch und rieb. Die Mutter ließ alles mit sich geschehen wie ein Kind; sie schlürfte dann den warmen Wein, den ihr Fränz an den Mund hielt, und mit schmerzlichem Lächeln sagte sie nach jedem Schluck: „Ah, das tut gut. Versuch's nur auch, Fränz." Fränz nippte und die Mutter sagte wie halb träumend:

„Du bist so schön geworden, Fränz, und siehst mich so getreu an, so . . . so . . . so hab' ich dich lieb. Wenn nur der Vater auch so was Gutes hätt' und wenn er dich nur auch sehen könnt'. Sein Herz hängt an dir, ach, und du bist jetzt auch mein einzig Kind. Komm, leg deinen Backen wieder an meinen Backen. So. Jetzt sag, wie kommst denn du daher? Wie ist dir's denn gangen?"

Fränz schluckte die Tränen hinab, da sie die Mutter so beruhigt sah und dieselbe nicht wieder neu aufregen wollte. Sie erzählte mit möglichster Umgehung alles Erschütternden, wie sie das Brandunglück erfahren, und sagte zuletzt:

„Den heutigen Tag, Mutter, den werde ich nie vergessen. Was ich da alles gedenkt und erfahren hab'! O Mutter! und die Menschen sind so gut, wenn sie einen im Unglück sehen; alle, wo mitgefahren sind, und in allen Wirtshäusern haben sie mir beigestanden und haben mich getröstet und hätten mir gern in allem geholfen. Kommet, legt Euch ein bißle aufs Bett, ich will Euch erzählen."

Fränz trug in starken Armen die Mutter auf das Bett, dann setzte sie sich daneben, und ihre Hand haltend, begann sie zu erzählen; bald aber merkte sie, daß die Mutter schlief. Sie hielt noch lange still die Hand der Schlafenden und wagte es nicht, sich zu bewegen; endlich legte sie die Hand auf das Kissen, und leise auf den Zehen schleichend, hatte sie sich der Türe genähert, als die Mutter rief:

„Kind, wohin willst?"

„Zum Vater."

„Da muß ich auch mit, ich bin ganz wohlauf."

Es half kein Abwehren, und nachdem Fränz die Mutter wohl eingemummt, verließ sie mit ihr die Post.

Achtzehntes Kapitel.

Die Wintertage waren so kurz und der junge Amtsverweser, der bald seinen Fehler erkannte, daß er die erste Anklage gegen Diethelm in dessen Beisein vernommen, wollte ihm nicht Zeit lassen, sich ein Gewebe von Aussagen zu knüpfen. Er nahm den Gefangenen daher noch am Abend ins Verhör und Diethelm war es allerdings schauerlich, als er durch matterleuchtete, schallende Gänge nach der Verhörstube geführt wurde. Hier war es noch leer. Diethelm erhielt vom Landjäger den Befehl, sich auf einen Stuhl an der Wand zu setzen, wo gerade hüben und drüben Wandleuchter mit brennenden Kerzen ihren Lichtschein ihm ins Gesicht warfen; er wollte wegrücken, erhielt aber die Weisung, just hier zu bleiben. In der Stube waren nur noch zwei Lichter, am Sitze des Aktuars hinter dem Aktengestelle, an dem langen grünen Tische, und der Schatten des Gestelles breitete sich weithin in die Stube. Diethelm wollte dem Landjäger neben ihm sagen, daß er seinen Vater wohl gekannt habe, aber der Landjäger wendete sich ab und winkte ihm mit der Hand, nichts zu reden. So saß denn der Angeklagte, die Hände gefaltet, stumm vor sich niederschauend. Endlich näherten sich Schritte aus der Nebenstube, der Amtsverweser und der Aktuar traten ein, ihnen folgten die beiden Gerichtsschöppen und diese waren niemand anders als der alte Sternenwirt und der pensionierte Kastenverwalter. Diethelm war aufgestanden und sagte, mit dem Kopfe nickend: „Guten Abend." Er erhielt keine Antwort; krampfhaft faßte er die Stuhllehne und seine Zähne klapperten, aber er biß sie aufeinander, und als der Amtsverweser ihm mit den Worten zuwinkte: „Setzt Euch", tat er dieses, räusperte sich und rieb sich hastig die Hände. Nun begann ein kluges Verhör von Kreuz- und Querfragen und Diethelm war es, als umgäben ihn von allen Seiten scharfe Schwertspitzen; aber er hielt sich ruhig, er antwortete ohne Hast, aber auch ohne Zögern, es war fast, als ob er dem schreibenden Aktuar Zeit lassen wolle, genau seine Worte aufzuzeichnen. Auf manche Fragen antwortete er sogar mit spaßigem und herausforderndem Lächeln und die Anwesenheit des Kastenverwalters gab ihm den glücklichen unvorhergesehenen Entlastungsbeweis an die Hand. Alles, was er so klug vorher bedacht hatte, war minder durchschlagend als das, was ihm eine unbedachte Vergeßlichkeit in die Hand spielte; der Kastenverwalter mußte bezeugen, daß er Diethelm für sechshundert Gulden inländische Staatspapiere geliehen habe; diese nun nebst einem Hypothekenschein auf das Wirtshaus zum Waldhorn waren verbrannt.

„Ich weiß wohl", schloß Diethelm, „daß das Verbrennen der Hypothek nichts schadet, sie ist im Hypothekenbuch eingetragen; aber die Staatspapiere sind verloren und diese hätte ich doch gewiß leicht gerettet, wenn ich den schlechten Gedanken an Anzünden nur eine Minute gehabt hätte."

Als der Amtsverweser erklärte, daß man die Nummern der Staatspapiere, die der Kastenverwalter noch in seinem Buche verzeichnet hatte, in den Zeitungen bekannt machen und die etwaigen Besitzer bei Vermeidung der Amortisation auffordern werde, da sagte Diethelm:

„Was das ist, ich weiß es nicht, ich frag' auch nicht darnach, es wird sich alles zeigen; wie es scheint, glaubt man mir ja nicht mehr." Und das, daß man ihm das Wahrhafte an seinen Angaben bezweifelte, gab ihm immer mehr den Mut, mit kecker, herausfordernder Zuversicht aufzutreten. Zuletzt faßte er seine Aussagen dahin zusammen, daß er mindestens zehn Stunden abwesend war, als der Brand ausbrach, daß er gerade jetzt in der besten Lage war, da er nicht nur einen schicklichen Verkauf machen konnte, sondern auch durch den Tod seiner Stieftochter ihm eine reiche Erbschaft ins Haus kam, er habe daher nach der Hauptstadt reisen wollen, um den Handel abzuschließen und seine Fränz heimzubringen, damit die Mutter in ihrem Schmerz doch auch ein Kind um sich habe. Dem Vorhalt, daß er über den Aufenthalt Medards widersprechende Aussagen gemacht und wohl mit ihm im Einverstande gewesen sei, setzte Diethelm die Beteuerung entgegen, daß er im Gegenteil dem Knaben gesagt habe, der alt' Schäferle möge zu seinem Sohn hinaufgehen, da er daheim

bleiben müsse und an seinem Beinbruche leide. An dieser letzten neuen Zutat fand der Richter eine Handhabe, um Diethelm noch eine geraume Weile hin und her zu zerren, aber Diethelm riß sich endlich gewaltsam los und sagte aufstehend mit mächtiger Zornesstimme:

„Ein Ehrenmann wie ich braucht sich eigentlich gar nicht zu verteidigen. Ich bin seit fünfzehn Jahren Waisenpfleger und habe für die Waisen gesorgt wie ein Vater und nie auf meinen Vorteil gesehen —“

Diethelm hielt plötzlich mit einem Schrei inne, denn von der Höhe senkte sich eine Flamme und brannte ihm ins Gesicht.

„Was macht Ihr?“ schrie er plötzlich laut auf und fuhr weit zurück, sank auf den Boden und starrte drein, als sähe er ein Gespenst.

„Was macht Ihr?“ schrie er nochmals.

Der Richter sprang schnell von seinem Stuhl auf, faßte Diethelm an der Schulter und fragte mit gebieterischem Ton:

„Habt Ihr mit solch einer Kerze das Haus angezündet?“

„Ich weiß nicht, was Ihr wollt. Ist das erlaubt? Ich will das zu Protokoll genommen. Darf man mich brennen?“ schrie Diethelm sich aufrichtend.

Der Richter befahl dem Kanzleidiener, die Kerze, die Diethelm beim raschen Aufstehen von dem Wandleuchter gestoßen, wieder aufzustecken, und gebot Diethelm, ruhig auf seinem Stuhl zu bleiben und sein Handfuchteln zu lassen.

Sich am Stuhle aufrichtend, setzte sich Diethelm auf denselben und atmete laut.

„Warum seid Ihr wegen der Kerze so erschrocken?“ fragte der Richter nochmals, rasch und nahe auf Diethelm zutretend und die Hand gegen ihn ausstreckend.

„Nur gemach, nur gemach,“ wehrte Diethelm ab, „sind Sie vielleicht feuerfest, Herr Amtsverweser? Tut's Ihnen nicht weh, wenn Ihnen ein Licht ins Gesicht brennt und noch dazu den Tag, nachdem so ein Unglück über Sie kommen ist und man jedem Licht bös ist, weil es so was anrichten kann? Sie können, nein, beim Teufel, Sie müssen mich freisprechen, Herr Amtsverweser, aber die Schande, daß ich eingesperrt gewesen bin, ich, der Diethelm von Buchenberg, und die Qualen, die man mir antut, die könnet Ihr mir nicht wieder gut machen. Mich tröstet nur eins: ich bin zu stolz gewesen, ich hab' mir auf meinen Ehrennamen vielleicht zu viel eingebildet, ich hab' gedemütigt werden müssen; aber so viel weiß ich, so gut gegen die Menschen bin ich nicht mehr, wie ich gewesen bin. Fraget in Letzweiler nach mir, fraget überall nach mir und man wird Euch sagen, wer der Diethelm ist. Ich soll geholfen haben anzünden? Ja, das Beste vergess' ich ja. Der Kastenverwalter da und der Sternenwirt und der Kaufmann Gäbler, die können mir alle bezeugen, daß sie mich überredet haben zu versichern, ich hab' nicht gewollt. Tut das ein Brandstifter? Tut das ein Mordbrenner?“

„Sprecht nur leiser,“ ermahnte der Richter und Diethelm fuhr fort:

„Sie haben recht, ja, aber ich möcht' laut schreien, daß es die ganze Welt hört, was man an mir tut. Jetzt will ich aber nicht mehr reden. Fragen Sie noch, was Sie zu fragen haben.“

Der Richter stellte fast nur noch der Form wegen einige Nachforschungen an, dann fragte er Diethelm zuletzt, ob er in bezug seine Haft noch etwas zu wünschen oder zu klagen habe. Diethelm erwiderte, daß er den Advokat Rothmann sich zum Rechtsbeistande nehmen wolle. Als der Richter hierauf entgegnete, daß dieser im Auftrage der Fahrnisversicherung sein Ankläger sei, schloß Diethelm:

„Dann will ich gar keinen Advokaten. Ich hab' aber noch eine Bitt', ich schäm' mich fast, sie zu sagen; man hat mir die Hosenträger genommen, damit ich mich nicht dran aufhänge, und ohne die Hosenträger ist mir's immer, als ob mir der Leib auseinanderfallen tät.“

Der Richter klingelte dem Amtsdiener und befahl ihm, das Gewünschte Diethelm wieder zurückzugeben. Der Amtsdiener meldete leise etwas und der Richter sagte:

„Diethelm, Ihr könnt Eure Frau und Eure Tochter sehen, wenn Ihr versprecht, nichts von Eurer Anklage mit ihnen zu reden.“

Diethelm versprach und blieb auf dem Stuhl sitzen. Mit scheuen Bücklingen trat Martha ein, Fränz aber drang ihr vorauf und streckte dem Vater beide Hände entgegen. Diethelm schüttelte sie wacker und reichte dann die andere Hand seiner Frau, die er aber bald zurückzog, um sich eine Träne abzutrocknen. Fränz berichtete, daß sie mit der Mutter in der Post wohne. Der Richter befahl, daß Diethelm abgeführt werde. Er sprach kein Wort mit den Seinigen und ging von dannen.

Der Richter sagte nun Martha, daß er sie auch gleich verhören wolle, da sie nun da sei; er bot ihr den Stuhl an, den Diethelm soeben verlassen, sie setzte sich und legte die Hände ineinander. Sie bat, ob nicht ihre Fränz bei ihr bleiben dürfe, der Richter verneinte dies mit Bedauern, Fränz könne indes im Vorzimmer warten. (Forts. folgt.)

Sebastian Bachs Erblindung und Ende.

Zu seinem 175. Todestage am 28. Juli.

Nicht lange vor seinem Tode mußte Bach mit seinem Sohn Friedmann nach Potsdam zum großen König kommen. Bach spielte zuerst im Musiksaal, und als er geendet hatte, soll der König gesagt haben:

„Es gibt nur einen Bach, und der sollte nicht Bach, „Meer“ sollte er heißen!“

Friedrich steckte dem Künstler dann einen prächtigen Goldreif an den Finger als ein kleines Zeichen seiner Bewunderung und Liebe. „Denn“, fügte er hinzu, „belohnen kann ich Ihn nicht, Er ist ja auch ein König!“

Am nächsten Tage spielten Vater und Sohn in der überfüllten Heiligen-Geist-Kirche. Im Anschluß an diesen Besuch wurde Friedmann zum Oberorganisten in Halle ernannt. Nach der Heimkehr machte Sebastian sich mit allem Eifer daran, das ihm von Friedrich dem Großen gegebene Thema auszuarbeiten. Er hat es dann, wie E. Hermann in dem Werk: „Von kleinen Geistern und großen Meistern“ (Walter Gensch, Verlag Elberfeld) erzählt, unter dem Titel „Musikalisches Opfer“ dem Könige gewidmet. Ob der Titel eine Vorbedeutung hatte? Jedenfalls sprach Bach, als er kurze Zeit darauf einen Brief bekam, zu seiner Frau: „Magdalena, ich werde blind, ich kann die Schriftzüge nicht erkennen!“ Dann barg er aufstöhnend die schmerzenden Augen in die Hand und war bald völlig erblindet. Eines Tages glaubte seine Frau, er sehe wieder; doch Bach sprach mit mildem Lächeln: „Bald werde ich ewig sehen, aber nicht auf dieser Erde.“

Kurz vor seinem Tode diktierte der Meister noch den Choral: „Wenn wir in höchsten Nöten sein.“ Als das geschehen war, sah er seine Umgebung, wie es dieser schien, noch einmal liebevoll an und schloß die Augen dann für immer. Er war friedlich gestorben im Glauben an seinen Gott, dem er im Leben mit seiner Musik treu gedient hatte.

Dr. H. S.

Eisenbahn-Reminiszenzen.

Im Zusammenhang mit dem im September bevorstehenden hundertjährigen Jubiläum der Eröffnung der ersten Eisenbahn — auf der Strecke Stockton — Darlington in England — bringen die Blätter verschiedene Reminiszenzen, denen wir folgendes entnehmen: In Deutschland wurde die erste Eisenbahnlinie i. J. 1835 eröffnet. Bevor dies aber möglich war, mußten die unglaublichsten Bedenken und Widerstände überwunden werden. Aller Anfang ist schwer; schwieriger aber noch ist oft der Entschluß. Heute mag man über die Gegner der Eisenbahn lächeln, — damals wurden sie verflucht ernst genommen, so ernst, daß sie das neue Verkehrsmittel fast erdrückt hätten.

Das bayerische Obermedizinalkollegium erklärte z. B., daß der Fahrtbetrieb mit Dampfwagen zu untersagen sei. Diese Leuchten der Wissenschaft glaubten nämlich, die schnelle Bewegung werde bei den Fahrgästen Gehirnkrankheiten erzeugen. (In dem Gutachten steht sogar das Wort „unfehlbar“, — so sicher waren sie ihrer Sache!) Auch könne man schon von dem bloßen Anblick eines rasch dahinsausenden Zuges verrückt werden, heißt es weiter, so daß an beiden Seiten des Bahnkörpers ein hoher Lattenzaun errichtet werden müsse. Andere Befürchtungen wieder hegten die sächsischen Ärzte. Als die Bahn Leipzig—Dresden durch einen Tunnel gelegt werden sollte, warnten sie davor und meinten, durch den plötzlichen Luftdruckwechsel könnten ältliche Leute leicht vom Schlage gerührt werden.

Die Nationalökonomen verhielten sich den Eisenbahnprojekten ebenfalls ablehnend gegenüber. Als Friedrich List, der Agitator der Eisenbahn, den Leipziger Professor Pölitz, einen der berühmtesten Nationalökonomen seiner Zeit, um Unterstützung bat, äußerte sich dieser: Eisenbahnen zu bauen sei weder nützlich noch notwendig; man könne ja nicht wissen, in welcher Richtung sich in Zukunft der Warenverkehr bewegen werde! Noch 1841 wurde in wissenschaftlichen Zeitschriften der Eisenbahnbau grundsätzlich bekämpft. So meinte die „Deutsche Vierteljahrsschrift“, daß die Langsamkeit des Warentransports der Industrie durchaus nicht schade und daß es auf die Schnelligkeit des Personenverkehrs nicht ankomme, da Geschäfte, die sich nicht schriftlich machen ließen, gewöhnlich nicht eilten.

Gefährliche Widerstände waren auch bei den Kreisen zu überwinden, die von der Eisenbahn eine Konkurrenz befürchteten. In Hamburg war man gegen den Bahnbau, weil man durch ihn die Abnahme der Elbschiffahrt und Verarmung der Schiffer befürchtete. Überhaupt widersetzten sich alle Frachtwagenführer, Schmiede und Gastwirte der neuzeitlichen Einrichtung, da sie ihre Existenz bedroht glaubten. Auch die Beamten waren gegen die Eisenbahnen, da mit

einer Verteuerung der Waren durch sie gerechnet wurde. Ein wesentlicher Grund zur Abneigung war endlich die Furcht, der Chausseebau werde sich in Zukunft nicht mehr rentieren.

Alle diese Gründe zusammen bildeten einen Berg von Hindernissen. Nur der zähen Energie weitblickender Männer ist es zu verdanken, daß der Bahnbau — trotz allem — doch begann. Viele Ansätze waren aber zum Scheitern verurteilt. Als man endlich 1830 zwischen Steele und Vohwinkel die erste preußische Bahn gebaut hatte und nach Anschaffung des Wagenparkes mit dem Zugverkehr beginnen wollte, da wurde — die Dampfkraft verboten. Es blieb also nichts anderes übrig, als Pferde vor den Zug zu spannen . . .

Und doch setzte sich die Eisenbahn durch, trotz aller Widerstände und Rückschläge. Die Pessimisten haben wieder einmal Unrecht gehabt.

Von kuriosen Zeitungen.

Eine Mammutzeitung. — Die älteste Zeitung der Welt. — Die Zeitung mit — verstorbenen Mitarbeitern.

(Nachdruck verboten.)

Von Kuriositäten in Bildern, Büchern, Freimarken hört man allenthalben. Darüber wird geschrieben, erscheinen Abbildungen in allen möglichen Schriften und Zeitungen in Masse. Weniger aber bekannt ist es, daß auch auf dem Gebiete der Zeitungsproduktion allerhand Sonderbares und Lustiges hervorgebracht ist, das wert ist, einmal näher betrachtet zu werden. Von geschriebenen und photographierten Zeitungen, von Fehldrucken mit verfrühten oder verspäteten Todes- und Siegesnachrichten, von Zeitungen mit den lächerlichsten Titeln sei weniger die Rede. Hervorgehoben sollen nur die allermerkwürdigsten sein.

Da ist zunächst die größte Zeitung der Welt, die heute in Deutschland und auch sonstwo kaum noch aufzutreiben sein dürfte, natürlich in — Amerika hergestellt. Im Jahre 1859 erschien sie in Neuyork unter dem Titel „Illuminated Quadrupel Constellation“ und hatte das Mammutformat einer Billardtafel. Man kann sich denken, wie umständlich die Handhabe eines solchen Ungetüms sein muß. Sie erschien am Tage der Unabhängigkeitsfeier und brachte auf acht Riesenseiten mit 104 Spalten die wichtigsten Beschreibungen aus der Verfassung und aus dem Leben des Präsidenten. Vierzig Personen mußten acht Wochen ununterbrochen daran arbeiten, um diese erste Nummer — die übrigens in äußerst starkem und dauerhaftem Papier hergestellt ist, da sie nur „alle hundert Jahre einmal“ erscheinen soll — zustande zu bringen. Der Preis betrug 50 Cents, die Auflage 28 000. Mit dem Text der einen Nummer könnte man wohl einen mittleren Quartband füllen.

Im Anschluß hieran wäre die kleinste Zeitung der Welt, „El Telegramma“, zu erwähnen, die etwa zweihundertmal auf die Riesennummer geht und nur Handgröße hat. Sie erschien in einem der südamerikanischen Staaten.

Die älteste Zeitung der Welt erschien und erscheint noch in dem Lande, das auf das älteste Zeitungswesen der Welt überhaupt zurückblicken kann. Es ist dies der Staatsanzeiger „Sin Pao“, auf feinstem chinesischem Seidenpapier gedruckt und mit wundervollen Bildern geschmückt. Die erste Nummer kann bereits in der Mitte des 14. Jahrhunderts nachgewiesen werden — In Europa haben wir Zeitungen erst eigentlich mit der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Recht sonderbar mutet hier auch eine lateinische Zeitung, „Alaudae“ — Lerchen —, an, die wohl die einzige Zeitung in lateinischer Sprache sein dürfte. Sie wurde herausgegeben von einem jungen Gelehrten Carlo Arrigio Ulrichs, der sich früher in München studienhalber aufgehalten hatte. Eisenbahn heißt darin beispielsweise „statio viae ferreae“ und Briefkasten „capsa epistolis recipiendis“.

Die „Paradies“-Druckerei in Nürnberg gab eine Zeitlang das „Armen-Seelen-Blatt“ heraus, eine Monatsschrift „zum Troste und zur Erleichterung der leidenden Seelen im Fegefeuer“.

Von gestorbenen Personen als Mitarbeitern einer Zeitung wird wohl noch niemand gehört haben. Und doch gibt es eine Zeitung, die sich ihrer größtenteils bedient hat oder haben will. Ebenfalls kommt sie aus Amerika. Bezeichnenderweise nennt sie sich „Celestial-City“, erschien in Neuyork. Die Mitarbeiter sollen mit der Redaktion nur telegraphisch verkehren. An der Treppe des Hauses Nr. 184 Williamstreet in Neuyork zeigte ein großes Schild an: „Up one flight — Celestial City“ (Im ersten Stock befindet sich die „Himmlische Stadt“). Die lebendigen Redakteure hielten sich begreiflicherweise unbekannt. Die toten Mitglieder stehen ausnahmslos im besten Rufe. Eine Nummer der Zeitung enthält die Namen der Mitarbeiter, welche sich auf die Dauer eines Jahres zu wöchentlichen Beiträgen verpflichtet haben. Darunter werden genannt: Shakespeare, Dichter aus England, gegenwärtig im ersten Himmel, Schiller, Goethe, Washington, Homer, Grant, Sokrates, Greely, Lincoln, Schopenhauer, Darwin, unter dem Titel des Blattes stehen die Worte: „einziges spiritistisches Journal, welches unmittelbare Telegramme von den Geistern Abgeschiedener erhält und veröffentlicht.“ Wie man sich denken kann, ist die Arbeit in der Redaktion ziemlich einfach: Von einem telegraphischen Apparate, der auf dem Tisch des Hauptredakteurs steht, geht ein Draht über die Dächer und endet im Freien, mit der Spitze gen Himmel weisend, von wo aus irgendwie „Anschluß“ hergestellt werden muß. Wünscht man nun einen der seligen Herrschaften zu sprechen, so wird die Anfrage niedergeschrieben, versiegelt und auf den Tisch gelegt. Nach kurzer Zeit geht es „Tick, Tick“ — und die Antwort ist da. Oft meldet sich der Apparat auch unangerufen. „Das Blatt“, so berichtete unser Gewährsmann, „gewinnt schnell an Anklang. Ungläubige behaupten zwar, es sei noch ein Mitarbeiter im Keller vorhanden, der zu telegraphieren verstehe. Die Gläubigen aber lächeln darüber und drängen nach der „himmlischen Stadt“, die dort vollführten Wunder zu bestaunen.

Kurios auch sind manchmal die Titel, besonders der arabischen Zeitungen. Da gibt es einen „Garten der Neuigkeiten“, eine „Zunge der Gegenwart“, sehr wirkungsvoll auch „Früchte der Wissenschaften“, „Divan der Unterhaltung“, „Der leuchtende Morgenstern“ und „Kette der schönsten Erzählungen“.

So könnte man auch hier noch lange die Reihe der seltsamen Erzeugnisse der Tagespresse fortsetzen. Es wäre wert, sich auch einmal mit diesem Zweige des Journalismus etwas näher zu befassen. P. W. W.



Bunte Chronik



* **Die Ehescheidungen in Sowjetrußland.** Die Frage der Reform des Eherechts bildete andauernd das Thema juristischer Erwägungen in Rußland, da die bisherigen Änderungen der Gesetzgebung auf diesem Gebiet keine günstige Lösung ergeben haben. Jetzt wurden neue Bestimmungen über die Ehescheidungen bestätigt, die weitere Erleichterungen für Eheleute einführen, welche die Trennung der Ehe wünschen. Als Grund der Scheidung kann sowohl das Einverständnis beider Parteien, als auch der Wunsch nur einer Partei angesehen werden. Die Gesuche auf Ehescheidung können nicht nur schriftlich, sondern auch mündlich von einem der Eheleute eingereicht werden, die die Scheidung wünschen. Die Entscheidung wird dadurch nicht aufgehalten, daß sich eine Partei zur Verhandlung nicht stellt. Bei der Scheidung haben die Eheleute anzugeben, welche Namen sie weiterhin führen wollen. Die Partei, die nach der Scheidung einer materiellen Hilfe bedarf, hat das Recht, eine solche zu fordern und zu empfangen, sofern die Gegenpartei finanziell hierzu in der Lage ist. Die arbeitsfähige Partei, die jedoch arbeitslos ist, hat das Recht, von der Gegenpartei eine Unterstützung zu fordern, jedoch nicht länger als ein Jahr lang nach erfolgter Scheidung. Die letzten Bestimmungen regeln auch die Frage, wlche der Parteten die Kinder zu unterhalten hat.

Lustige Rundschau



* **Das Meer in der Flasche.** Eine alte Dame, die ihre erste Badereise an die Ostsee unternimmt, ist von dem Meer so begeistert, daß sie als Andenken etwas Meerwasser in einer Flasche mitnimmt. Als sie diese teure Erinnerung stolz ihrem Manne vorweist, der zu Hause geblieben ist, fragt er: „Warum hast du sie denn nicht vollgefüllt?“ „Ach, du Schäfchen,“ antwortet sie überlegen, „ich mußte doch auf die Flut Rücksicht nehmen.“

*

* **Chance für Einbrecher.** Bei Neureichs ist eines Abends eingebrochen worden, gerade während die Familie bei Tisch saß, und Frau Neureich schickt sich eben an, einer guten Freundin den aufregenden Vorfall zu schildern. „Denke dir nur,“ beginnt sie, „gerade als wir die Suppe aßen . . .“ „Natürlich,“ unterbricht sie die Freundin, „da konnte niemand von Euch etwas hören.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.